

Arbeit – Sinn und Sorge

Oder: Wie stellt man Arbeit aus?

Ute Hallaschka

Vorfeld – Der Begriff der menschlichen Arbeit steht zur Disposition. Arbeit wie wir sie in der Vergangenheit kannten, als beinahe lebensfeindlicher Pflichtbegriff, gibt es nicht mehr. Heute ist Arbeit in westlichen Industriegesellschaften geradezu ein Sehnsuchtswort: Ein Arbeitsplatz ist ein kostbares Gut, das es mit allen Mitteln zu verteidigen gilt. Ein Kampf um den Erhalt von Arbeitsplätzen – wer hätte das gedacht in der Geschichte der Menschheit, deren Erfindungsgeist doch immer darauf ausging, Arbeit zu minimieren zugunsten von Lebenszeit, Freizeit. Nun, wo immer mehr menschliche Arbeit abgeschafft und rationalisiert wird, zeigt sich auf einmal eine neue Situation. Plötzlich wird Arbeit zum Kulturphänomen, zum Inbegriff von Menschenrecht und Menschenwürde, zum Synonym für die Zukunft, individuell und menschheitlich. Wir wissen alle, dass in globalen Zeiten jede

mindest im Westen – in den Weltgegenden, wo die nackte Not des Überlebens herrscht, natürlich nicht – vor der Kulturaufgabe, Arbeit neu zu erfinden.

Das wäre schon gleich die erste konkrete Frage: Ist Arbeit vorhanden und muss sie nur als solche gesehen werden, oder gibt es sie solange nicht in neuer Form, solange wir sie nicht wirklich und wirksam denken, begrifflich entwerfen? Handelt es sich also ›nur‹ um ein Definitionsproblem oder um eine reale schöpferische Werkaufgabe? In der Beantwortung dieser Frage kann man leicht ins Schleudern kommen. Das liegt daran, dass wir bewusstseinsmäßig gedrillt sind auf die Fixierung – und zwar viel tiefer als man (von sich selbst) meinen könnte – Arbeit und Lohn untrennbar in Zusammenhang zu sehen. Wie komme ich zu einem neuen Verständnis von Arbeit, ohne insgeheim doch an Entlohnung zu



klitzekleine Verschiebung an einem Weltende, lawinenartige Auswirkungen an einem anderen haben kann. Der berühmte Schlag des poetischen Schmetterlingsflügels ist physikalische Wirklichkeit. Was die Wirtschaftskrise nicht zuletzt zeigt, ist die Tatsache, dass unsere sozialen, gesellschaftspolitischen Ordnungen eine wirklich kosmische Dimension erreicht haben; sie ähneln Naturgewalten. Jetzt stehen wir zu-

denken? Das leichteste Beispiel für die Übung ist das Ehrenamt – so heißt es nämlich, weil man dafür Ehre erntet und nicht Geld. Wie denke ich mir jetzt die ehrenamtliche Tätigkeit als anerkannte Arbeit, worin bringt sich diese Anerkennung zum Ausdruck, wer soll sie verleihen? Geld durch Ehre und diese wiederum durch irgendeinen anderen Ausdruck zu ersetzen macht keinen Sinn für einen neuen Begriff von Arbeit,



und ebensowenig hilft es, ein Grundeinkommen als Substitution zu denken, die mir ermöglicht, freiwillig und aus Lust zu arbeiten. Man wird nicht automatisch frei, und Lustpotentiale stellen sich auch nicht von allein ein, bloß weil das Konto nicht leer ist. Wenn ich meine, etwas aus Liebe oder Freiheit zu tun – woher diese nehmen und nicht stehlen? Und kann denn Arbeit Liebe sein, oder ist es spätestens dann keine Arbeit mehr? Was aber ist dann Arbeit?

Man kann bemerken, wie ein zutiefst politischer Begriff inzwischen zugleich ein spiritueller Schwellenbegriff geworden ist. Könnte Arbeit das sein, was die anderen brauchen? Falls Arbeit als Idee im Begriff ist, sich als Dienst(leistung) am anderen herauszustellen – und dafür spricht einiges in ihrer aktuellen Entwicklung –, dann stehen wir hier vor einem Wendepunkt, und an dem steht ein Hüter. Dabei könnte es um die Prüfung der Motivlage in ungeahnter seelischer Tiefe gehen. Spätestens wenn ich an mir selbst realisiere – fern von Not und physischer Bedürftigkeit –, dass jeder Mensch gebraucht sein will und muss, um sich als Mensch zu fühlen, dann entscheidet sich, ob wir mit dem Phänomen der zwischenmenschlichen Beziehung selbst, wie sie in der Arbeit zum Ausdruck kommt, weiter so umgehen wie bisher mit den Gütern der Erde.

scheint gegenwärtig gefordert, schöpferisch, als werktätiger Künstler im vollen Ernst das Bedenken der Arbeit – sprich: die Arbeit des Denkens – zu vollziehen.

Wir fürchten kaum etwas mehr als das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit, die damit einhergehende Sinnlosigkeit, den Sturz ins Leere. Nichts fängt mehr auf, wenn einer herausfällt aus der Lebensidentität, die Arbeit ihm gewährt. Wer nicht arbeitet ist verdächtig, selbst wenn er zu essen hat; irgendwie ist es beinahe unanständig geworden, nicht zu arbeiten. Also lieben wir den Feind. Das Klingeln des Weckers, wenn man müde ist, das Aufstehen und aus dem Bett quälen, die Pflichten und Routine, die kaputte Kaffeemaschine im Büro – alles das lieber, als morgens im Bett zu liegen und zu denken: Wen kümmert's eigentlich ob ich aufstehe oder liegenbleibe? 25 Mitarbeiter der französischen telecom haben sich in den letzten 18 Monaten umgebracht, aus Angst vor Arbeitslosigkeit. Arbeit macht frei? – Sind wir nicht im Grunde soweit, dieses zynische Naziwort zu unterschreiben?

Höchste Zeit, sich auf das zu besinnen, was Goethe gemeint haben könnte mit seinem Rätselwort im Rückblick auf das Leben: dass es ein gutes Leben war, wenn es Arbeit und Mühe ge-



Ob also einer den anderen verbraucht, benutzt, ausbeutet, um sich selbst sinnvoll zu fühlen im sozialen Kontext, oder ob sich aus der Erkenntnis der gegenseitigen Angewiesenheit tatsächlich eine neue Seelenlage entbindet. Denn aus dem Stein des Anstoßes ohne weiteres Brot machen zu wollen, ist bedenklich. Der Mensch, der nur dann ganz Mensch ist, wenn er spielt,

wesen ist. Ein Kunstwerk nämlich des Daseins für andere und mit ihnen; die Gestalt(ung), in der ein Mensch seine individuelle Lebenskraft zur Erscheinung bringt.

Spielfeld – Es ist der Titel der Ausstellung im Deutschen Hygiene Museum Dresden: »Arbeit. Sinn und Sorge«, der für Tätigkeit sorgt, lange



bevor man das Museum betritt. Der Bogen, den diese drei Begriffe ausspannen, fordert zum Wechselspiel und zur gedanklichen Auseinandersetzung auf. Wer hier eintritt, hat schon eine gewisse Leistung erbracht; pure Neugierde ist sicher kein Motiv und würde auch sogleich enttäuscht. Denn im Grunde gibt es nichts zu sehen: Exponate im klassischen Sinn sind nicht vorhanden. Gut, da ist die sogenannte Dingspur von fünf symbolischen Objekten (Krug, Hammer, Schuh, Papier, Puppe), die zunächst abstrakt verfremdet und dann in Form konkreter Gegenstände sich durch die verschiedenen, thematisch gegliederten Räume zieht: Frei-Raum, Maschinen-Raum, Übungs-Raum, Werk-Raum und Welt-Raum lauten die Themenfelder. Aber so richtig nimmt niemand die Objektspur zur Kenntnis, sie fungiert eher als Kulisse. Was man real zu sehen bekommt, sind Film- und Videoinstallationen sowie statistisch aufbereitetes Zahlenmaterial, das sich in Form eines mäandernden Bandes an den Wänden entlang zieht. Solche Ausstellungskonzepte konnte man, ob ihrer Kopflastigkeit inzwischen zur Genüge fürchten lernen. Aber hier wartet eine echte Überraschung. Die Rechnung geht endlich einmal auf, und mehr als das. Es ist tatsächlich zum Staunen, wie bald sich

rial sich zunehmend zur inspirierenden Erzählung wandelt. Das offenbare Geheimnis liegt im Rhythmus. Hier waren Kunstwissenschaftler und Philosophen am Werk, die vorgedacht haben: im Voraus eine Zeitgestalt schufen, die sich im Durchgang nun entfaltet wie ein Ideenkeimling. Man erhält so zugleich (ebenefalls eine Arbeitsperspektive für die Zukunft) eine Ahnung wie ein neues – buchstäbliches – *Nachrichtenwesen* beschaffen sein könnte. Die Vermittlung von faktischen Zahlen und Stoffen nicht aus vorgeblicher Objektivität, sondern aus der Seriosität des Subjekts als Gestalter, das seinen ideellen Zugriff transparent macht. Statt erschlagender Inhalte und überreizender Daten erfährt man hier, wie der eigene Ideenbildungsraum durch die Informationen immer weiter und offener wird. Statt eines Mosaiks entsteht eine Art wohltemperierte Kaleidoskopwirkung. Kaum hat man sich gewöhnt an eine Reihe von Informationen zur Tagesarbeit, da taucht unvermittelt der Bezug zur gesamten Lebensarbeitszeit auf: und stellt alles auf den Kopf. Es ergibt sich ein völlig neues Bild, das nicht aus der zusammengesetzten Information der Tagesarbeit – verlängert gedacht über Wochen, Monate, Jahre – zu gewinnen gewesen wäre. Durch das kontrastierende Datenspiel



ästhetische Qualität und sinnliches Erleben dem Besucher vermitteln. Der klugen Dramaturgie der Kuratoren von der Berliner »Praxis für Ausstellungen und Theorie« ist zu danken, was sich ereignet. Auf geheimnisvolle Weise beginnen die Zahlen Bildcharakter anzunehmen – man könnte auch sagen, sie werden imaginativ –, während das eigentliche filmische Bildmate-

werden die Raster und Schublädchen im Kopf ständig in Bewegung gehalten. Ein Weiteres kommt hinzu: Das Prozentwesen selbst wird hier so lebensvoll behandelt, dass statt öder Balkenabfolge sich die geistige Aussagekraft der Zahlenwertigkeit mitteilt. Eine mindestens geschmackvolle, wenn nicht gar moderne kabbalistische Umgangsweise mit Statistik.



So gerät das Bewusstsein des Betrachters bald ins erquickliche Gespräch mit sich selbst. Was sich genau in diesem inneren Dialog individuell vollzieht, kann man nicht wissen, aber man sieht es den Gesichtern der Besucher an. Sie sind offen, staunend, aufmerksam – herzliche Mienen, statt verschlossener Grübeleien.

Der wahre Kunstgriff der Kuratoren ist die Radikalität, mit der sie das Thema ganz und gar dem individuellen Standpunkt aussetzen und anvertrauen. Dazu sind Interviews mit über hundert Personen aller möglichen sozialen Schichten und Altersstufen geführt worden. In jedem Raum finden sich kleine Touch-Screen-Bildschirme, und jeder ist jeweils einer konkreten Frage gewidmet. Es geht los mit der Frage: Wann stehen Sie morgens auf? Man kann sich selbst dabei zusehen, wie man von einem Klischee ins andere fällt. »Aha, der steht erst um 11 Uhr auf, wird wohl ein Künstler oder Freiberufler sein ...« Wieder ist die Abfolge der Einsichtsmöglichkeit so gestaltet, dass man darin in erster Linie sich selbst auf die Spur kommt. Nach vielen einzelnen Kenntnissen und dem Gefühl, ganz ohne Schlüsselochperspektive irgendwie am intimen Seelenleben der Dargestellten teilzuhaben (schließlich weiß man bald von ihnen Dinge, die man von manchem Freund nicht kennt), entsteht ein realer biographischer Eindruck, obwohl es doch erneut nur nüchterne, knappe Faktenangaben waren. Dann und erst jetzt erfährt man, was die

Leute verdienen und welchen Beruf sie haben, sprich: wer sie sind. Und da hagelt es regelrecht Überraschungen.

Ungefähr in der Mitte findet sich die zentrale Frage: Würden Sie arbeiten, auch wenn Sie finanziell unabhängig wären? Es zeigt sich, dass die Notwendigkeit, die Trennung von Arbeit und Lohn zu denken, längst im Bewusstsein angekommen ist. Keiner verwechselt Erwerb mit Arbeit, keiner zögert, das Arbeitenwollen zu bejahen. Aber es zeigt sich auch, dass es noch eine Menge Arbeit kosten wird, diese Aufgabe des Entwurfs einer freien Tätigkeit: Denn beinahe alle zögern und geraten in eine kurze Unsicherheit, was das konkrete *Wie* dieser Arbeit angeht. Wie man sie vom Hobby unterscheidet, ob sie identisch sein darf mit dem eigenen Lebenstraum, den Familien und Freundschaften. Es ist etwas wie eine Scheu in den Antworten, als ginge es um ein Heiligtum oder eine unerhörte Möglichkeit des Menschenbilds. Was gestern noch ein Götze war und ein goldenes Kalb – das Idol der Arbeit: Ob es morgen sich vielleicht enthüllt als das Geheimnis der unmittelbaren Anschauung des menschlichen Willens? Mag sein, die Hirnforscher gucken noch in die Röhre, während sich draußen auf der Straße längst die Freiheit anbahnt. Etwas davon vermittelt die ermutigende Ausstellung in Dresden.

»Arbeit. Sinn und Sorge«. Deutsches Hygiene-Museum Dresden, 25. Juni 2009 bis 11. April 2010; www.dhmd.de

Collage aus der Video-Installation »Arbeitsgefüge«, die Menschen bei ihrer Arbeit zeigt, gefilmt aus unterschiedlichen Perspektiven. Dominique Müller und Fabian Wegmüller [Video Noir], chezweitz & roseapple, Praxis für Ausstellungen und Theorie [Hürlimann I Lepp I Tyradellis], 2009 – Bildmontage: chezweitz & roseapple

